

UMSCHAU

Film-Festival in Venedig 2005

|| Eine Nachlese zur 62. Mostra Internazionale d'Arte Cinematografica

Frauen und Männer in eleganten weißen Sommerkleidern mit bezaubernden Hüten und Sonnenschirmen flanieren vor der Kulisse des Grandhotels am Lido auf und ab. Kinder spielen und lassen Drachen steigen, die Stimmung ist melancholisch ... Solche oder ähnliche Bilder sind durch Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig“ (1912) und spätestens seit ihrer Verfilmung durch Luchino Visconti (1970) in unseren Köpfen verhaftet. Sie begleiten einen in ihrem Kontext großer Literatur, großer Filme und auch großer Musik, wenn man mit dem Vaporetto vom Bahnhof kommend auf den Lido zusteuert.

Alljährlich finden sich Tausende Journalisten und Filmkritiker im Spätsommer am Lido von Venedig bei der „Mostra Internazionale d'Arte Cinematografica“ ein, heuer zum 62. Mal. Marco Müller, zum zweiten Mal künstlerischer Leiter des Film-Festivals, überraschte in diesem Jahr mit einer beachtlichen Programmierung, der man Kompromisse wie etwa drei italienische Beiträge, die allenthalben als Fernsehproduktionen mäßigen Erfolg feiern dürften, doch auch ansah, die insgesamt aber eine intensive Mischung „großen Kinos“ aufbot.

Für breite Aufmerksamkeit und durchwegs positive Kritiken sorgte zunächst der erste Wettbewerbsbeitrag. George Clooney stellte mit „Good Night, And Good Luck“ seinen Regiezweitling vor. Überraschend zunächst deshalb, weil sich Clooney nicht wie gewohnt als erfolgreicher Publikumsbeliebter darstellte, sondern mit seinem Film eine topaktuelle Mediendiskussion auf einem Niveau präsentierte, die von niemandem in

dieser Intensität erwartet worden war. Der Film erzählt den Kampf des Journalisten Ed R. Murrow gegen die gnadenlose Hexenjagd des „Kommunistenfressers“ Senator Joseph McCarthy. Murrow, Journalist des Senders CBS, verkörpert mit seinem Beitrag „A report on Senator Joseph McCarthy“ die Geburtsstunde eines politischen Fernsehjournalismus. Clooney erzählte, daß bei einer der ersten Testvorführungen in Los Angeles etwa 30 Prozent des Publikums nicht gewußt hatten, wer McCarthy oder Murrow überhaupt sind. In unseren Breiten würde der Befund heute wohl ähnlich nüchtern aussehen. Doch Clooney hat mit diesem Film mehr als ein Stück amerikanischer Geschichtsbewältigung geschaffen.

Der Film, als Kammerspiel in Schwarz-Weiß straff inszeniert, stellt die Frage nach der Moral in Journalismus und Gesellschaft und kann so als Folie für eine notwendige Reflexion der Rolle der Medien im Amerika eines Präsidenten George W. Bush oder im Italien eines Silvio Berlusconi verstanden werden. Die subtile Art der Medien- und Gesellschaftskritik, die Clooney hier gelungen ist, ohne dabei direkt jemanden anzugreifen, wie es etwa Michael Moore in seinen Filmen praktiziert, sucht und findet ihresgleichen im Bereich des Theaters bei Werken eines Bertolt Brecht oder Anton Tschechow.

David Strathairn wurde in Venedig für seine Darstellung Ed R. Murrows mit der „coppa volpi“ als bester männlicher Darsteller 2005 ausgezeichnet, George Clooney und sein Kollege Grant Heslov erhielten den Preis für das beste Drehbuch.

Überraschend war, wie explizit Spiritualität ein Thema inmitten des diesjährigen Festivals war. Altmeister Manoel de Oliveira etwa sorgte mit seinem 137 Minuten langen Werk „Espelho mágico“ für intensive Diskussionen nicht nur innerhalb der kirchlichen Jury. Der Film erzählt die Geschichte einer reichen, anmutigen und gütigen, leider kinderlos gebliebenen Dame namens Alfreda, die ihr Leben in ihrer Villa lebt. In ihrem prunkvollen weitläufigen Haus umgibt sie sich im Salon mit Intellektuellen, deren Gesellschaft sie sehr genießt, vor allem die eines alten Wissenschaftlers, der am Toten Meer ein apokryphes Evangelium Jesu von Nazaret entdeckt hat, das endgültig beweisen sollte, daß die Mutter unseres Herrn Jesus Christus reich gewesen sei. Die Dame des Hauses ist überglücklich, da nun ihrem persönlichen Reichtum eine völlig andere Bedeutung zukommt, und sie sehnt sich nur noch nach einem: einer Erscheinung der Heiligen Jungfrau Maria. Wie besessen erhofft sie sich diese Vision für sich allein, verfällt zunehmend in eine tiefe Depression und stirbt.

Der 97jährige Oliveira hat mit diesem Film eine Parabel vorgelegt, die durch die besonderen Bildkompositionen ein verborgener „magischer Spiegel“ (Espelho mágico) für eine Betrachtung persönlichen Glaubens ist.

Vollkommen anders präsentiert sich die Auseinandersetzung mit Spiritualität als Frage nach Glauben in „Romance & Cigarettes“, der dritten Regiearbeit von John Turturro. Nick – dargestellt von James Gandolfini – betrügt seine Frau (Susan Sarandon), und diese flieht zunächst vor dem Faktischen in die Gemeinschaft des Kirchenchors. Als Musical-Melodram angelegt, wird ständig gesungen und getanzt oder in Musikzitate gesprochen (großartig Christopher Walken in der Interpretation des Songs „Delilah“). Gerade in dieser Leichtig-

keit liegt wohl auch die Tiefgründigkeit des Films verborgen. In rasantem Tempo wird das ganze Leben der kleinbürgerlichen Familie auf den Kopf gestellt, und alle Nachbarn und Freunde erleben die Geschehnisse intensiv mit. Als Nick schließlich im Beichtstuhl dem Priester erklärt, daß er an Gott glauben möchte und deshalb nach 30 Jahren wieder zur Beichte gegangen ist, hat ihm der Zuschauer schon längst vergeben. Kein anderer Film des Festivals erhielt so viel Szenenapplaus.

Abel Ferrara brachte dieses Jahr den wohl am meisten diskutierten und umstrittenen Film an den Lido. Ferrara wagte sich in „Mary“ unerwartet direkt an das Thema einer filmischen Auseinandersetzung mit Spiritualität. Der Film ist zunächst ein Essay einer Reflexion der Geschehnisse innerhalb der Kinolandschaft und der globalen Medienlandschaft nach Mel Gibsons Film „The Passion of the Christ“. Hatte man es seinerzeit für unmöglich gehalten, für Filme mit explizitem religiösen Inhalt eine Finanzierung zu bekommen – weshalb schließlich Mel Gibson seinen Film privat finanzieren mußte –, so spricht man heute in Hollywood von „passion-dollars“. Ferrara führte auch an, daß er ohne die Vorgeschichte eines Mel Gibson niemals die Finanzierung seines Filmprojekts auf die Beine hätte stellen können.

Der Film erzählt, wie immer bei Ferrara, nicht eine Geschichte, sondern sehr viele Geschichten. Nebenhandlungen werden zu Handlungsträgern und verschwinden wieder. Der Zuschauer wird stellenweise immer wieder sich selbst überlassen, um in einer bewußt provozierten Eigenleistung seine Auseinandersetzung mit dem Gesehenen weiterzubringen. Ferrara ist nichts so fern wie eine filmische Berieselung seines Publikums. Er fordert und provoziert, er attackiert sein Publikum in einer Weise, die ihresgleichen sucht.

Eine Schauspielerin (wunderbar dargestellt von Juliette Binoche) schafft es nicht, nach Drehschluß des Jesusfilms „Dies ist mein Blut“ wieder in ihren Alltag zurückzukehren. Sie hatte die Rolle der Maria Magdalena verkörpert und will diese Rolle nicht mehr verlassen, sondern verläßt ihr bisheriges Leben und geht nach Jerusalem. Der Regisseur versteht sie nicht und überläßt Mary sich selbst, um nach New York zurückzukehren, den Film fertigzustellen und mit dem Profit des Films, wie schon sein Vorgänger Mel Gibson, reich zu werden. Forest Whitaker spielt einen Fernsehjournalisten, der höchst erfolgreich eine Serie über das Leben Jesu moderiert und parallel dazu in seinem Privatleben in eine tiefe spirituelle und existentielle Krise gerät.

Ferrara will, wie er selbst sagt, keine Heilsgeschichte erzählen; das wäre ihm zu vermessen. Naiv und zugleich unglaublich demütig erzählt Ferrara diesen Film, er zeigt die Bilder mit der für ihn so typisch gewordenen Filmsprache und überläßt die Bewertung seinem Publikum. Durch alle Bilder und verschiedenen Lebens- und Spiritualitätsentwürfe hindurch trägt die Figur der Mary wie eine Ikone, wunderschön und beständig, unverrückbar durch den Film.

Juliette Binoche hatte erst nach einigem Zögern einer Arbeit mit Ferrara zugestimmt. Ferrara ist kein Regisseur, der viel vorgibt. Vielmehr läßt er die Schauspieler improvisieren, er läßt sie spielen und probieren, schon lange bevor eine Kamera eingeschaltet ist. Diese Arbeitsweise war für Binoche eine Herausforderung, andererseits war auch sie gerade persönlich sehr am Thema der Maria Magdalena interessiert. Ein diesbezügliches Filmvorhaben war leider nicht zustande gekommen, und so brachte Binoche den französischen Bibelforscher Jean-Yves Leloup, der die in Ägypten gefundenen Apokryphen über Maria Magdalena übersetzt hat, in den Film.

Verschiedenste apokryphe Schriften flossen in das Drehbuch: Gnostische Spekulationen, feministische Interpretationen, traditionelle katholische Sichtweisen zwischen Opfertheologie und Nazarenerästhetik und andere religiöse Versuche zeichnet Ferrara in diesem Film und zeigt damit auch, wie aktuell und omnipräsent, ja wie desperat diese Suchbewegungen des Menschen heute sind. Ferrara entflieht dabei nicht in einen Elfenbeinturm, sondern bleibt auf dem Boden der Realität, so grausam und brutal diese auch gegenwärtig ist, was er durch eindrucksvolle Bilder zu erzählen weiß: Wenn Terrorrohungen gegen ein Kino in New York eine Film Premiere des Passionsfilms verhindern, wenn am Abend des Pessachfestes beim traditionellen Essen Mary mit Freunden versammelt ist und plötzlich eine Bombe einschlägt oder wenn die schwangere Frau des Nachrichtenmannes Kind und Leben zu verlieren droht, dann wird deutlich, daß Ferrara nicht irgendwo den Sinn des Lebens sucht oder die Frage nach Gott stellt. Er weiß, daß es darum geht, inmitten all dessen, was gegenwärtig geschieht, inmitten aller Bedrohungen und inmitten aller offerierten Möglichkeiten, einen Weg zu Gott zu finden, die Spur zu ihm (wieder) aufzunehmen.

Ferraras Film wurde in Venedig einerseits ausgebuht und andererseits mit „standing ovations“ bedacht. Er spaltete das Publikum wie kein anderer, doch zweifellos ist hier ein Meisterwerk entstanden. Ferrara erhielt in Venedig für seinen Film den Spezialpreis der Jury und den Preis der katholischen „Signis“ (OCIC)-Jury.

Venedig 2005 war nicht zuletzt ein Festival des großen Schauspielerkinos. Für ihre Rolle in Patrice Chéreaus Verfilmung des Joseph Conrad-Romans „Gabrielle“ und ihre herausragenden Darstellungen in vielen anderen Filmen erhielt Isabelle Huppert einen Sonderlöwen. Chéreaus Film erzählt

die Geschichte einer Frau, die ihren Mann betrügt, ihn zunächst verläßt, um dann doch wieder zu ihm zurückzukehren.

Der Einsatz der Kamera, das Spiel der Farben zeigen zwei Menschen, die in der Kälte der Belle Epoque gefesselt sind, die festgehalten sind in Konventionen und einer Form der Konversation, die einen modernen Menschen erschauern läßt. Gesten wie das Entkleiden der Dame des Hauses durch ihre Zofe unterstreichen, wie notwendig eine ins Korsett gepreßte Fassade, wie notwendig Contenance für das gesellschaftliche Überleben als Frau in einer Epoche des bevorstehenden Untergangs gewesen ist.

Ein schöner und tiefer Film ist das durchgängig in Schwarz-Weiß gehaltene Drei-Stunden-Epos „Les Amants réguliers“ von Philippe Garrel – in Venedig mit dem Preis für die beste Photographie und dem Silbernen Löwen ausgezeichnet, der in wunderbaren Aufnahmen Erfahrungen der Studentenrevolutionszeit in Paris erzählt.

Eine Clique junger Pariser verschreibt sich mit Hilfe eines wohlhabenden Freundes dem Leben der Bohème. Leidenschaft und Lethargie greifen ineinander, die Studenten liegen herum, rauchen Opium, führen ein langweiliges Leben und spiegeln so das Ersticken einer Revolution in der Interessenlosigkeit der Gesellschaft, während man als

Zuschauer beständig das Gefühl hat, Zeuge eines Stückes großen alten Kinos (*Nouvelle Vague*) zu werden.

Der Goldene Löwe 2005 ging schlußendlich an den Film „Brokeback Mountain“ des in Amerika lebenden Taiwanesen Ang Lee. „Brokeback Mountain“ erzählt eine große Liebesgeschichte, die Geschichte zweier Cowboys (Heath Ledger und Jake Gyllenhaal), die ihr Geld mit dem Hüten von Schafen in den Bergen von Wyoming verdienen. In der Einsamkeit und Einfachheit der Wildnis mit ihrer beeindruckenden Schönheit lernen sich die beiden kennen und lieben. Doch im konservativen Amerika der 60er Jahre ist kein Platz für schwule Paare, und so wird der Film zu einer Geschichte zweier Lebenslügen: Beide Cowboys heiraten, werden Väter, gehen Berufen nach, machen ihren Weg und leben mit ihrer Sehnsucht nacheinander, der sie nur in seltenen Begegnungen in den Bergen und an den Seen Wyomings nachkommen können.

Venedig ist eine Stadt, die viel verspricht. Man erliegt ihr und kommt immer wieder. Selbst nach zwei Wochen Journalistengetümmels – an die 3000 sind es, die alljährlich zum Film-Festival anreisen – und beständigen Wirbels fährt man mit einer tiefen Sehnsucht im Herzen wieder weg: möglichst bald wieder zu kommen. Astrid Polz-Watzenig